

**Zeitschrift:** Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee  
**Herausgeber:** Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee  
**Band:** - (1988)

**Artikel:** Ein Dichter- und Künstlerleben am Thunersee : Pfarrer Hugo Helmut Huber, Leissigen, 1901 bis 1983  
**Autor:** Sommer, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1096778>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

*Hans Sommer*

## Ein Dichter- und Künstlerleben am Thunersee

*Pfarrer Hugo Helmut Huber, Leissigen, 1901 bis 1983*

Wer es unternimmt, das Lebensbild eines verdienten Mitmenschen und Zeitgenossen nachzuzeichnen und ihm so ein kleines Denkmal zu setzen, kann sich im allgemeinen auf allerlei meist langjährige Beziehungen und Erfahrungen stützen: verwandtschaftliche, berufliche und/oder örtliche Gemeinsamkeiten, regelmässige persönliche Begegnungen, Gespräche und Diskussionen sonder Zahl über hundert und aberhundert Dinge zwischen Himmel und Erde . . . Ich bin nicht in dieser günstigen Ausgangslage. Zwar glaube ich «H. H. H.» (wie oft kürzte er seinen Namen so ab!) einigermaßen zu kennen, glaube vor allem sein Lebenswerk, jedenfalls dessen ausserberuflichen Teil, sachlich würdigen zu können. Doch ehrlicherweise muss es gleich zu Beginn dieser Lebensskizze gesagt werden: Von Angesicht zu Angesicht sind der dichtende Pfarrer und ich, nun sein Biograph, einander nie begegnet. Unsere Beziehungen beschränkten sich auf einen zuzeiten recht intensiven brieflichen Gedankenaustausch (wobei das Beiwort intensiv im Grunde nur auf den einen der beiden Briefpartner voll zutrifft: den auf der anderen Seeseite).

Es begann damit, dass mir der Postbote an einem Märzorgen des Jahres 1976 ein Paket mit Büchern aus der «Küche» des Absenders «Huber, 3706 Leissigen» brachte. Wie kam ich zu der Geschenksendung? – «Sie haben», hiess es in der Briefbeilage, «in Leissigen einen dankbaren Leser Ihrer Bücher und Artikel; für mich 75jährigen ist dies Pirsch in und durch Neuland, ich war ja wissenschaftlich und amtlich in ganz anderen Regionen angesiedelt; und jetzt begegne ich erstmals bewusst der Muttersprache (durch Sie!), die so wundervoll reich ist!» Ähnliche Echos folgten nun in regelmässigen, oft sehr kurzen Abständen. Immer wieder kommentierte und ergänzte mein Leissiger Brief-

partner auf gescheite, meist humorvolle Art, was in meiner Rubrik «Unser Deutsch» des «Kleinen Bund» oder in der Berndeutschspalte «Im Stübli» erschienen war; er führte das betreffende Thema weiter, wies beispielsweise auf Parallelen in andern Sprachen hin, wartete da mit einem lustigen oder besinnlichen Münsterchen auf, illustrierte dort einen Gedankengang anhand eines aus seinem Erfahrungskreis gegriffenen Beispiels, kurz: Er bezeugte jedesmal sein waches Interesse und schöpfte dabei aus einem Bildungsvorrat und Erinnerungsschatz sondergleichen.

Es konnte indes nicht ausbleiben, dass Pfarrer Huber in seine rasch und spontan hingeschriebenen Briefe mehr und mehr auch allerlei Persönliches einfließen liess; er erzählte dies und das aus seiner Jugend- und Studienzeit, er liess mich Blicke tun in seine Familiengeschichte, er berichtete von Lebensplänen und Herzenswünschen, die sich nicht hatten verwirklichen lassen, von Enttäuschungen auch und von denen, die sie aus Unverständnis oder Undankbarkeit verursacht hatten. Auf einmal sah ich mich dem nur um ein Jahr jüngern Brieffreund gegenüber in der recht schwierigen Rolle eines Beichtvaters. Ob er insgeheim hoffte, ich würde dereinst sein Erinnerungsbild entwerfen und ihm dadurch in seiner Thunersee-Heimat zu einem vertieften Nachleben verhelfen? Fast muss ich es annehmen. Jedenfalls ist mir eine Bemerkung im Brief vom 1. Juli 1977 trotz ihrer Verschlüsselung zur heimlichen Verpflichtung geworden. Er hatte mir das Buch «Kleine Wunderwelt Zeneggen», ein Gemeinschaftswerk verschiedener Autoren, zum Geschenk gemacht und schrieb nun dazu, der «Mini-Steckbrief» über ihn in jenem Buch enthalte einen Zahlenfehler: Er, Huber, habe nicht, wie dort angegeben, bis 1946 als Pfarrer in Leissigen gewirkt, sondern sei erst 1972 in Pension gegangen. «S ist ja Nebensache, was wir <Chärder> hienieden notieren und archivieren, aber meine Bemerkung nur, dass der Fehler nicht weiterläuft, falls Sie mal von diesem Faktum Gebrauch machen.»

Und nun mache ich also Gebrauch «von diesem Faktum», darüber hinaus von vielen andern Dingen, die mir Pfarrer H. H. Huber im Lauf weniger Jahre anvertraut hat. Dass dabei die von der Diskretion gezogenen Grenzen zu beachten sind, ist selbstverständlich.

## *Jugend- und Studienjahre*

Hugo Helmut Huber, am 16. Mai 1901 in Thun geboren, wuchs mit einem um zwei Jahre älteren Bruder, dem späteren Forstingenieur Erich Huber, im Seefeldquartier auf. Seine Jugendzeit scheint unbeschwert verlaufen zu sein, auch wenn er das, was für andere zum Inbegriff von Bubenglück wird, kaum kennenlernte: gemeinsame Streifereien und sonstige Unternehmungen mit gleichaltrigen Kameraden. Mein «idyllischer Winkel» unten am See sei ihm wohlbekannt, schrieb er mir einmal; die «liebsten Einsamgänge» hätten ihn vor bald siebzig Jahren oft in die Hünibach- und Kohlerengegend geführt – «ich bin stets so ein bisschen Eremit geblieben».

Vater Huber war Lehrer am Thuner Progymnasium, ein «gelehrtes Haus», ein ausgesprochener Sprachspezialist, in vielen neuen und alten Sprachen zu Hause wie selten einer. Der Sohn spricht von einer «tatsächlich einmaligen Sprachgelehrsamkeit», aber auch von der «vulkanischen Energie» und dem «fürchterlich fordernden» Unterricht seines Vaters. An die letzte Aussage musste ich denken, als ich auf dem Stadtfriedhof Thun vor dem Familiengrab der Huber stand und nach dem Namen «Dr. Karl Huber 1860–1941» die seltsame Bemerkung las: «Ich möchte noch einmal Lehrer sein, aber meine Schüler mit Jesu verstehenden Augen anschauen.»

Aus der Familiengeschichte, in der am Rand sogar der Name eines USA-Präsidenten auftaucht – Hoover –, greifen wir einige kulturgeschichtlich interessierende Einzelheiten heraus.

«Grossätti» Jacobi, der Vater von Mutter Agnes, ein gebürtiger Spanier, war von Thüringen her nach Thun gekommen und betätigte sich hier als Klavierbauer, ausserberuflich als leidenschaftlicher Jäger. Nach seinem Tod, 1875, führte die Witwe das Geschäft weiter; bei ihr und ihrer Tochter Agnes soll Johannes Brahms während seiner Thuner Aufenthalte (1887 und 1888) gelegentlich vorgesprochen haben, wenn er ein Mietklavier ausprobieren wollte. – Von einem der Urgrossväter väterlicherseits ist der am «28. May 1818» in Bern ausgestellte Handwerker- und Reisepass erhalten geblieben. Auf der Zeile «Unterschrift des Besitzers» steht die Bemerkung: «Kann nicht schreiben». Dazu nun stellt Huber ein fesselndes Gegenbildchen: Eine der drei Töchter

jenes Analphabeten machte sich in Zofingen als Lehrerin und «Schön-schreiberin» so beliebt, dass ihr die Stadtbehörde beim Ableben ein Ehrengrab stiftete. – Diese «Jungfer Hofer» war übrigens H. H. s Taufpatin; neben ihr stand als Götti beim Taufakt in der Stadtkirche ein Studienfreund des Kindsvaters: der Aargauer Adolf Vögtlin, eine bekannte helvetische Literaturgrösse.

Mutter Agnes (1867 bis 1943) wurde in ihren späteren Jahren wegen einer Lähmung pflegebedürftig. In dieser Zeit entwickelte sich Vater Karl Huber zum «nie stimmüden Vorleser» (wozu H. H. H. ironisch bemerkt, die gute Stimme sei wohl auf die «zwei Dutzend täglich verrauchten schwarzen, bitteren Ormontstumpen» zurückzuführen). Zu einem letzten sympathischen Erinnerungsbildchen geben wir am besten zunächst Pfarrer Huber selbst das (gereimte) Wort:

My Vatter het albeis e Filz ufghängt  
Am Gartezuun im Egge a der Gass  
U glächlet fasch verschmöökt u bi sech ddänt:  
«Es nimmt ne scho e Brueder vo der Strass.»

U mängisch het er's glychlig gmacht mit Schue,  
Wo nid schlächt gsi sy, aber afe z alt,  
We ds Mueti gmeint het: «Aber Vatter, lue,  
E Heer wi du muess trage, was eim gfallt!» . . .

Karl Huber pflegte dann die Dinge hinter dem Fenstervorhang abzuwarten. Er freute sich riesig, wenn so ein Bruder Liederlich das «gebeizte» Kleidungsstück heimlich und mit schlechtem Gewissen mitlaufen liess . . .

Jüngere Leute muss man wohl daran erinnern: Es gab vor 60, 70 Jahren in Thun noch kein Gymnasium. Wer sich einem akademischen Beruf zuwenden wollte, musste während Jahren die tägliche Bahnfahrt nach Bern auf sich nehmen. H. H. Huber besuchte das Gymnasium (damals noch auf dem Waisenhausplatz) und begann nach der Maturitätsprüfung das Theologiestudium an der Universität (ein Studiensemester verbrachte er in Berlin). Der junge Mann muss sich von Anfang an mächtig ins Zeug gelegt haben: Neben der «Gottesgelehrtheit» im



*Porträt H.H. Huber*



*Stilleben, Privatbesitz*



*«Deportation nach Sibirien», 1956, Schweiz. Ost-Institut, Bern*

engeren Sinn standen die verschiedensten Sprachen auf seinem Programm: Latein, Griechisch, Hebräisch, Aramäisch, Arabisch (beim Alttestamentler Karl Marti), ferner, bei Prof. Debrunner, Neugriechisch und Altbulgarisch. Denkt man noch die «Orgeljahre» beim damaligen Münsterorganisten Ernst Graf hinzu, so bekommt der Stossseufzer des 75jährigen sein volles Gewicht: «Was habe ich doch einst zusammengeschuftet!» Begreiflich auch, dass er den unerwarteten Tod seines väterlichen Professors Marti (1925) in der Rückschau als schicksalhaftes Ereignis empfand: Beide, Lehrer und Schüler, hatten für letzteren eine Doktorarbeit geplant, vermutlich über ein Thema mit Schwergewicht auf den alten Sprachen; dadurch wäre dem eifrig forschenden cand. theol. wohl die Tür zu einer hauptberuflichen akademischen Laufbahn aufgegangen. Statt dessen machte er nun seine Abschlussprüfungen, u. a. beim Dozenten für neutestamentliche Theologie, Prof. Hadorn, und «landete ( . . . ) am 19. April 1926, Ostermontag, in 3706, einer <arm und gering Chilchhöry, darinnen nit vyl ze holen ist (wie eine alte Urkunde meldet); dabei blieb es – ich hielt der <gering, arm Chilchhöry> die Treue».

Mit einer Arbeit über «Das Herrenmahl im Neuen Testament» (1929) erlangte Huber später den Grad eines lic. theol., und 15 Jahre lang, 1934 bis 1949, unterrichtete er als Privatdozent an der theologischen Fakultät in Bern zu Fragen des Neuen Testaments und des Judentums. Warum der Aufstieg zur professoralen Würde ausblieb, habe ich andeutungsweise vernommen. Bekanntlich verpasst mancher rechte Mann für den rechten Platz den rechten Augenblick – wegen veränderter Umstände sachlicher oder personeller Natur.

### *Der Pfarrer*

Eine alte Wahrheit: «Allen Leuten recht getan/Ist eine Kunst, die niemand kann». Menschen in amtlicher Stellung haben es nicht immer leicht, besonders dann nicht, wenn sie dem gängigen Berufsbild – als Lehrer, Pfarrer, Richter usw. – nicht ganz zu entsprechen scheinen. Mag sein, dass der Pfarrer von Leissigen einigen Strenggläubigen wegen seines weiten Bildungs- und Glaubenshorizontes zu wenig

«fromm» war, oder dass er nach der Meinung von Eltern im kirchlichen Unterricht den Kindern gelegentlich mit mehr pfarrherrlicher Autorität hätte begegnen dürfen. Aber ich möchte mich als Aussenstehender nicht auf Spekulationen einlassen, sondern bei den Fakten bleiben. Pfarrer Huber diente seiner grossen Gemeinde in und ausserhalb der Kirche in all den Jahren mit unermüdlicher Treue; er war ein verständnisvoller, mitfühlender Chummerzhülf, wo immer es nottat. Wie vielen alten und kranken Menschen hat er bei seinen Hausbesuchen nicht nur Trost gespendet, sondern ihnen auch allerlei kleine Samariterdienste geleistet! (Im Wallis renkte er einmal einem Bergbauern – ritschratsch – den «ausgemachten» Arm wieder ein.) Was ein 80jähriger Leissiger einmal sagte, wird dem allgemeinen Empfinden entsprechen: «Herr Pfarer, Diehr syt de nid nume üse Pfarer gsyn, Diehr syt de o der Dorfdokter gsyn u heit's de no geng vergäbes gmacht.»

Diese Seite seines Wesens kam übrigens auch im privaten Bereich zu schönster Geltung. Als seine Lebensgefährtin Hilda, geb. Balmer (1902 bis 1978) körperlich und geistig mehr und mehr zerfiel, pflegte er sie (nun oben im Dorfteil Reutelen) mit Hingabe, nicht nur vorübergehend, sondern während Jahren. Da wurde ihm bewusst, worauf allein es in einer solchen Situation ankommt: Es braucht (ausser einer guten Portion Nervenkraft) «Geduld, Güte, Verständnis, Liebe – <Wissenschaften>, die keine Gymnasien und keine Hochschulen vermitteln» . . . Alle «Schön-Schwätzerei» höre da auf. Und der lebenswürdige Schalk fügt bei: Eine junge Frau müsse – nach einem alten französischen Spruch – schön sein, um geliebt zu werden, «eine alte aber muss geliebt werden, um schön zu sein».

An dieser Stelle sei beigelegt, dass H. H. H. jahrzehntelang auch als Spitalpfarrer amtierte. Jeden Mittwoch fuhr er nach Interlaken, um «seine» Patienten zu besuchen. Man darf annehmen, er habe manche der dabei gemachten Beobachtungen und Erfahrungen nicht nur an mich weitergegeben, sondern auch in seine gehaltvollen Predigten eingebaut. Zum Beispiel das Erlebnis mit dem jungen Burschen, der beim Holzen im Winterwald verunfallt war und nun heimlich frohlockte, weil er dem ewigen «Krampf» entronnen war. Mit der Zeit musste er erfahren, welcher Segen es wäre, wenn er wieder arbeiten könnte – die Knochen wollten und wollten nicht mehr zuheilen! War es in

diesem oder einem andern Zusammenhang, dass mir der Freund das Paradoxon über den See hinüber zuspielte: «Die Arbeit ist der Fluch, mit dem Gott den Menschen gesegnet hat!»

H. H. H. hatte, wie schon angedeutet, ein feines Gespür für Sprachfragen aller Art. Es verwundert deshalb nicht, dass er in seiner Kanzeltätigkeit unsere beiden Muttersprachen, Mundart und Hochdeutsch, nicht wahllos einsetzte. In den abendlichen Filialgottesdiensten in Därligen predigte er auf Berndeutsch; «die Därliger wollten es so, und ich empfand diesen Usus geradezu als Dialog von du zu du mit der Gemeinde. Und jede gute Predigt soll ja <per du> gehen, sonst ist sie <perdu>!» Die sonntägliche Vormittagspredigt in der Kirche dagegen hielt Pfarrer Huber normalerweise auf Schriftdeutsch, jedoch: «stets frei, ohne eine Zeile ablesen zu müssen; nur so stellt sich unmittelbarer Kontakt mit den Zuhörern her.»

Den Dank der Leissiger an ihren geistlichen Hirten während so langer Zeit kann man an einer Schrifftafel auf der seeseitigen Kirchenmauer ablesen:

Hugo Helmut Huber

geb. 16. 5. 1901 Gest. 24. 4. 1983

1926–1972 Pfarrer hiesiger Gemeinde

Der Geist ist's, der lebendig macht. Joh. 6, 63.

### *Der Volkskundler*

Pfarrer Huber betrieb die Wissenschaft der Volkskunde nicht systematisch; aber seiner breitgefächerten Anlage entsprechend und im steten Bestreben, das Leben in seiner ganzen Fülle zu erfassen, interessierte er sich für alles, was man gemeinhin als Volkskunde bezeichnet: Sprache, Sitte, Brauchtum, Überlieferung, Namengebung, Volkskunst usw. Auch auf diesen Gebieten vernahm ich etwas von seinen Beobachtungen und Ansichten im Anschluss an Artikel aus meiner Feder. Eine Grundsatzarbeit über unsere Berner Mundart(en) beispielsweise befreite ihn, den Kenner alter Sprachen, «sozusagen erstmalig von den bedrückenden Missverständnissen, unser so talverschiedenes Bärn-

dütsch» sei eine blosse «Bastardsprache» und kein richtiges Deutsch. Und «wahrhaft erleichtert» kam er zur Erkenntnis, seine «noch schubladisierten» berndeutschen Verse seien am Ende mehr als blosse «Abfallprodukte». Dem Brief lagen einige Mundart-Gedichtlein bei: Eines behandelt das bekannte Münsterchen vom Bauern, der seinen Pfarrer in den Stall bittet, um ihm das eben geborene Kälbchen zu zeigen («Es Chöpfli het's, 's isch cheibes Schön»), ihn aber warnt, den «Grind» nirgends anzustossen. Ein anderes heisst «Es uralts Übel» – auch es ein Stück unbeschwerter Darstellungskunst, wie sie begabten Mundartfreunden eigen ist: «Es», das heisst das angeborene Naturtalent, scheint nach Lust und Laune in ihren geistigen Bezirken zu dichten und zu reimen:

D Vogelbeeri glüei je büschlet rot,  
Zusserscht stah si fasch wi Zwärgeschirme,  
Drunder chäderet es Amslebott,  
Schrysst sech drum mit Weigge u mit Chirme.

Hei's wi d Lüt, we's z erbe, z teile git,  
Gseh geng zweni, möchte meh verwütsche,  
Zangge, bis das Züüg bim Fürspräch lyt,  
Tüe enand no mit de Füüsch verchnütsche.

s lohnt allwä! Doch we d's o ehrlech seisch,  
Wott's der Huuffe stierlige nid chopfe,  
U we d o no der Nürnbärgtrichter leisch  
Uf sy Grind, chasch ihm's nid ytropfe.

Eifrig beschäftigte sich der Leissiger Pfarrer je und je auch mit Hausprüchen. Er trug dazu ein ansehnliches Sammelgut zusammen, verfasste aber auch eigene Sinnsprüche dieser Art. Ein Beispiel:

s isch wahr, i darf es jedem säge,  
Wo mi aluegt, nimmt är sech Zyt:  
D Wahrheit blüeit uf Näbewäge,  
D Lugi uf de Strasse lyt.

Sein Interesse an Mundartfragen belegt das folgende, in Leissigen offenbar beliebte Frage- und Antwortspiel: Bis wa geit der Nebel? – Bis i d Herbrig (ein Waldbächlein), änevür faat der Näbel a.

Die Landesbibliothek führt die folgenden berndeutschen Veröffentlichungen von H. H. Huber auf: «Nimm mi mit! Bärndütschi Gedicht usem Wächtig u Sunntig», und «Huussprüch» (beide Selbstverlag, 1976).

Viel Interesse brachte Huber je und je der Namenkunde entgegen. Dass Namen, wirkliche und fingierte, nicht bloss «Schall und Rauch» sind, sondern sehr oft aufschlussreiche Sinnträger, war ihm längst klar. Das bewies mir u. a. sein Brief vom 8. 5. 1976. Kaum hatte er an diesem Tag meinen Artikel über «Namen bei Gotthelf» gelesen, setzte er sich hin, um mir eine Reihe paralleler Beispiele aus seinem Erfahrungsgebiet mitzuteilen. Es kann hier natürlich nicht darum gehen, das ganze Verzeichnis von karikierenden, satirischen oder auch bloss lustig charakterisierenden Leissiger und Därliger Dorfnamen wiederzugeben (schon weil ich keine Empfindlichkeiten wecken möchte). Ein paar wenige nur seien herausgegriffen – ohne Kommentar, versteht sich. Da sind (oder waren) Dorfgenossen bekannt unter den Bezeichnungen Nydler, Giftmuuser, Chniepipeetsch, Sundigmuurer, Grampol, Igäbnidnähm, Fürscht, Schoreföhn, Pärsee, Surri; «eine böse Tratsche galt als ‹Hitti›, als trüge sie ihren Tratsch in einer Hutte im ganzen Bödeli herum.»

In Leissigen scheint der Volkswitz gewisse alteingesessene Geschlechter, etwa die Ringgenberg, Steuri oder Zumstein, als Kollektiv aufs Korn zu nehmen: Er charakterisiert sie nach ihren «Grinden» unzimmerlich als «Brüeligrinde», «herti», «grossi» Grinde usw. In Krattigen, wo die Graf, Luginbühl, Schick, Heim und Kummer beheimatet sind, hat der Volksmund ein hübsches Merksätzlein geschaffen: «Graf Lugibühl, schick der Chummer heim!» Schliesslich: «Die von 3706 betiteln die Nachbarn von 3704 als Krattigesel, und die ‹Esel› wiehern zu den 3706ern herab: Leissigchröpf.» Die Erklärung für diese nachbarlichen Freundlichkeiten liefert die Geschichte. Die Krattiger mussten früher alles mit «Mülti» vom See hinaufbasten, die Leissiger aber waren tatsächlich «verkropfte Leute». «Den allergrössten echten Kropf, den ich je sah», schrieb mir Pfarrer Huber einmal, «hatte eine Därligerin –

so gross (beim Bart des Propheten!), dass sie darauf schlafen konnte – Ersatz fürs Kopfkissen.»

Einmal lieferte mir Huber interessante Ergänzungen zu einem Aufsatz über gewisse auffällige «Gegenläufigkeiten» bei Namen. Er sprach u. a. von einem Interlakner, fast zwei Meter gross, mit Namen Klein und von einer charmanten jungen Frau aus Deutschland, die als Maria Teufel durchs Leben gehen musste – ihre Mutter war eine geborene Engel gewesen! Typisch für meinen verstorbenen Brieffreund ist ja wohl auch seine Bemerkung, durch die Grossmannssucht Kaiser Wilhelms II. seien die «Hohenzollern» zu «Tiefenzollern» geworden.

Schon seine «Mama hatte für solche Säckelchen eine besondere Ader»: Einmal führte sie ihr noch nicht schulpflichtiges Büblein auf dem Thuner Friedhof vor einen «Leichenstein» (wie man damals noch sagte). «Lue dä Spruch!» sagte sie, und der Kleine «begann zu entziffern»:

Hier ruht Jakob Lamm –  
Sonst ein braver Mann.  
Eigentlich hiess er Leim,  
s ist aber wegen dem Reim.

### *Der Publizist*

Huber, zugleich dynamisch wie grüblerisch-pessimistisch veranlagt, liess sich glücklicherweise durch den akademischen Misserfolg in Bern (der zwar zeitlebens schmerzte) nicht lähmen. Im Gegenteil, er setzte die ihm anvertrauten Pfunde auf andern Gebieten voll ein, vorerst dem der Publizistik. Im Anschluss an das oben Dargelegte sind zunächst zwei Bücher zu erwähnen, an deren Zustandekommen H. Huber massgeblich beteiligt war. Für den Band «Kleine Wunderwelt Zeneggen» – wir kennen ihn bereits – steuerte er ausser Zeichnungen und Gedichten (von denen noch die Rede sein wird) eine spassig-ernste Geschichte von einem Esel und dessen Geizkragen von Meister bei («Mirko»). Man versteht nach der Lektüre, warum die Zenegger ihren Jahr um Jahr wiederkehrenden Berner Feriengast als «reformierten

Pfarrer mit katholischem Herzen» empfunden haben. – Seiner Vorliebe für volks- und heimatkundliche Stoffe liess Huber in den letzten Lebensjahren freien Lauf in der «Heiter-besinnlichen Leissiger Chronik» (herausgegeben und illustriert von Urs Gerber, Dreispitz-Verlag Spiez, o. J.). Ortsgeschichtliches, Anekdotenhaftes, alte Urkunden, Charakterbilder von Dorforiginalen usw. ergeben ein ergötzliches Gesamtbild, vergleichbar «einer Bouillabaisse, der provenzalischen farbigen Fischsuppe». Im Gegensatz zu dieser Seite seines Schaffens nahm die Öffentlichkeit von einer andern und weit bedeutungsvolleren schriftstellerischen Tätigkeit Hubers kaum Kenntnis. Er schrieb nämlich während Jahrzehnten allerlei Kurzgeschichten erzieherischen und belehrenden Inhalts, insgesamt «etliche hundert», und überdies rund 2000 (zweitausend!) religiöse Abhandlungen, die von der SPK (der Schweiz. Politischen Korrespondenz) in vielen deutschschweizerischen Zeitungen verbreitet wurden – ohne Verfasseramen, höchstens mit den Initialen «H. H.». Auch sein «Wort zum Sonntag» im Berner «Bund» blieb lange namenlos. Die Leser des «Bund» lernten Huber vorab als Verfasser pointierter, philosophisch erarbeiteter Aphorismen kennen («Solange du dürres Holz findest, schlag nicht grünes»; «Auch auf Glücksvögel lauert die Katze»; «Von Unbequemen geht mehr Leben aus als von Bequemen»). – Eher zufällig entdeckt man einen Hinweis auf die grosse Prosatätigkeit Hubers in der Broschüre «Fundament der Gerechtigkeit» (1974). Warum der auffällige Hang zur Anonymität? Vielleicht, «um nicht Kain in Legion anzuziehen wie ein Zwetschkuchen die Wespen und Schmeissfliegen». In diesen Zusammenhang gehört vor allem die gelegentlich wiederholte Bemerkung, dieses oder jenes seiner Geistesprodukte sei ohne sein Wissen («hinter meinem Rücken») veröffentlicht worden. «Ich bin viel zu scheu, bei «Autoritäten» für meine Sächeli anzuklopfen.»

### *Der Künstler mit Stift und Pinsel*

«Alles, was dir vor Händen kommt zu tun» (was du tun kannst), «das tue frisch, denn bei den Toten, dahin du fährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit.» Ohne allen Zweifel: Nach diesen Worten

des Predigers im Alten Testament (Kap. 9, Vers 10) handelte Huber, der ebenso engagierte wie gelehrte und belesene Theologe, sein ganzes Leben lang. Nur so lässt sich seine weitausgreifende, rastlose Tätigkeit auf so vielen Gebieten einigermaßen erklären.

Zu gewissen Zeiten bot dem auch musisch Hochbegabten der Umgang mit Zeichenstift, Farbe und Pinsel besondere Ausdrucksmöglichkeiten. Im Zeneggen-Buch zeugen sieben um 1940 entstandene Handzeichnungen – Hütten, Kirche, Dorfteile – für die Sicherheit und Gewandtheit seines Strichs. Andere Proben seiner Zeichenkunst finden sich in den Mappen, die nach dem Tod des Künstlers, zusammen mit einigen Ölbildern und verschiedenen literarischen Texten, der Burgerbibliothek Bern übergeben worden sind (es handelt sich um einen aufschlussreichen Nachlass, der, nebenbei bemerkt, eigentlich in Thun aufbewahrt werden müsste: H. H. H. war mit Leib und Seele Bürger dieser Stadt, und es war sein Wille, in ihren Gemarkungen auch seine letzte Ruhestätte zu finden).

Was für die Zeichnungen und Skizzen gilt, gilt auch für die während eines runden Jahrzehnts («so von 1955 bis 1965») entstandenen Aquarelle und Ölbilder: Man darf ruhig von Meisterwerken eines hochbegabten Autodidakten sprechen! Ich habe mich bemüht, so viele als möglich davon aufzustöbern und bin fündig geworden in einem Privathaus in Wimmis, im Bezirksspital Interlaken und im Berner Ost-Institut: insgesamt sind mir so etwa 15 Hubersche Bilder zu Gesicht gekommen. Seinen Briefen entnehme ich, dass weitere Gemälde nach «Schweden, Belgien, Österreich, Westdeutschland, Stresa, Mailand» gekommen sind. Auch hier übrigens die für H. typische scheue Zurückhaltung. Viele Bilder signierte er verschlüsselt: DV MAZ – nach dem provenzalischen Pendant zum alten deutschen Flächenmass «Hube», seiner eigenen Namensgrundlage.

Man sieht: Pfarrer Huber hat als Zeichner und Maler ein schon quantitativ beachtliches Werk hinterlassen. Mehr gewichtet indes die Tatsache, dass sein künstlerisches Gesamtwerk, gemessen an den verhältnismässig wenigen zugänglichen Proben, auch qualitativ ausserordentlich beeindruckend wirkt.

Er malte gern und oft Stilleben (mit Blumen, Krügen, Früchten), daneben auch Landschaften, zum Beispiel während Aufenthalt in

der Provence bei dem einen seiner beiden Söhne. Ein kühner Pinselstrich, kräftige, harmonische Farben und eine sorgsam bedachte Raumaufteilung, geben ihnen das Gepräge. – Einige Darstellungen sind offensichtlich als Botschaften eines verantwortungsbewussten, den ewiggültigen Wahrheiten verpflichteten Menschen zu verstehen. Das eindrucklichste Beispiel dafür liefert das grossformatige Bild, das nun im Ost-Institut an der Berner Jubiläumsstrasse hängt. Es ist unmittelbar nach dem brutal niedergewalzten Aufstand des ungarischen Volkes 1956 entstanden. Niemand betrachtet diese «Deportation nach Sibirien» ohne tiefe Ergriffenheit.

### *Der Dichter*

Eigentlich müsste ich dieses letzte Kapitel meines Rückblicks auf ein reiches Leben mit einer Grundsatzfrage einleiten: Was unterscheidet den Schriftsteller vom Dichter? Denn von der schriftstellerischen Arbeit Pfarrer Helmut Hubers haben wir ja schon gesprochen. – Nicht wahr, ohne lange Überlegung und rein gefühlsmässig machen wir alle einen Unterschied zwischen Schriftstellerei und Dichtertum. Auch wenn gewisse Übereinstimmungen nicht zu übersehen sind: Von Gleichsetzung oder gar Gleichwertigkeit kann da keine Rede sein. Aber die Frage, worin die Unterschiede bestehen, öffnet ein so weites Feld, dass sie auf knappem Raum unmöglich schlüssig zu beantworten ist; wir müssen uns mit einigen Annäherungswerten begnügen.

In kühner Raffung liesse sich vielleicht folgendes sagen: «Schriftsteller» ist eine Berufsbezeichnung, eine unter Hunderten; die Schriftstellerei lässt sich, einiges Talent vorausgesetzt, lehren und lernen. Einem Dichter jedoch muss die mitreissende, ergreifende, alle sprachlichen Kunstmittel beherrschende Mitteilungsgabe in die Wiege gelegt worden sein. Dichter *ist* einer, Schriftsteller kann er werden. Dort Berufung, hier Beruf. Der wahre Dichter steht gewissermassen mit den mythischen Kräften der Urmutter-Sprache in Verbindung, er ist daher um einige Grade empfindsamer als sein «auch schreibender» Mitmensch. Oder so: Die Dichter sind meist auch Schriftsteller, aber nur wenige Schriftsteller sind auch Dichter.

Huber war sich dieser Tatbestände offenbar völlig bewusst. Zwischen dem Verfasser der grossen hochdeutschen Dichtungen (Beispiele: «Rätsel Mensch», ein Mysterienspiel; die Elegien «Waage des Schicksals») und dem der «berndeutschen Poesielein», schrieb er mir einmal, bestehe «eine Kluft wie zwischen dem armen Lazarus in Erzvater Abrahams Schoss und dem aufgeheizten Geizkragen in Mephistos Hallen».

Doch nun zu unserm Thema: Pfarrer Huber als Dichter. Helmut Huber (verschiedene Dichtungen führen nur diesen einen Vornamen) war ohne Zweifel einer der wortmächtigsten, tiefgründigsten und sensibelsten Dichter, die unser «Holzboden» in der letzten Zeit hervorgebracht hat. Aber seine Poesie, eine sozusagen «reine» Poesie, hatte es ausserordentlich schwer: Sie traf weder den Volkston noch stand sie in Einklang mit den geistigen Strömungen des Jahrhunderts. Seine Verse, zum Beispiel die der grossen «Elias»-Dichtung, sind anspruchsvoll und wollen überdacht sein. Wie oft bin ich bei dieser Lektüre zu einer Stelle zurückgekehrt, um eine inhaltliche oder stilistische Besonderheit richtig auskosten zu können!

Warum wurde die aussergewöhnliche geistige und formale literarische Leistung dieses Mannes nicht besser gewürdigt, von Verlegern und Lesepublikum nicht nach Gebühr anerkannt? Warum musste ein durchgeformtes, philosophisch durchtränktes Epos wie «Der Feuerprophet» (Johannes der Täufer) sozusagen unter Ausschluss der Öffentlichkeit erscheinen? – Bohrende Fragen, um so bohrender und bedrängender, als in Hubers Lebensabschnitt soundsoviele zweit- und drittrangige Talente von den jeweiligen Sympathisantenklüngeln hochgejubelt und dann mit öffentlichen Preisen «vergoldet» wurden (ein einziges Mal, 1961, erhielt H. Huber, zusammen mit vier andern, einen Literaturpreis der Stadt Bern). – Gewiss, dramatische Werke im Stil Hubers (ich denke wieder an «Rätsel Mensch») sind nicht eigentlich spielbar; aber in einer Zeit mit intakten religiösen, moralischen und künstlerischen Wertvorstellungen hätte das eine oder andere gewiss als Lesedrama seine Käufer und Leser finden können.

Die Ausdrucks- und Formkraft dieses Dichters steht hoch über dem, was unser Büchermarkt im allgemeinen anzubieten hat. Huber bewegt sich leicht, elegant und scheinbar mühelos in den schwierigsten dichte-

rischen Kunstformen. Auffällig seine Vorliebe für das Sonett: Viele seiner Preislieder auf das Wallis («Wallis. Allen, die dich lieben») sind wohlgeratene Proben dieser anspruchsvollen lyrischen Ausdrucksform, desgleichen fast der ganze Zyklus über die unvergleichliche Blumenzier unsrer Bergheimat: «Gazania. Blumenbrevier». Nicht auszudenken, was es heisst, eine und dieselbe Kunstform hundertmal mit einem je ähnlichen Inhalt zu füllen, ohne dass über den Leser ein Gefühl der Sättigung kommt. Gewiss, man mag gelegentlich auf einen sogenannt unreinen Reim oder einen fragwürdigen Vergleich stossen, man mag bemängeln, dass der Dichter auch etwa aus dem gestrengen Reimschema des Sonetts ausbricht: In seiner Gesamtheit verrät auch dieser lyrische Blumenstrauß den hohen und unbeirrbaren Kunstverstand dessen, der ihn in Erinnerung an frohe Wanderfahrten zusammengestellt hat. So besingt unser Dichter beispielsweise das Männertreu:

Ein Sommer war's, von Gletschern lockte Eis,  
Erschimmernd zwischen letzter Lärchen Grün,  
Zu ihren Füßen aber, scheuer Weis',  
Fand euch ich, dunkle Männertreu, erblühn.

Das Licht stand still um euren zarten Duft,  
Berückt hielt es den warmen Atem an,  
Und um die Lärchen flimmerte die Luft,  
Die blauen Glanz zu goldnem Teppich spann.

Ich stieg ins Tal auf felsverlornem Grat,  
In finstrer Tiefe glomm ein kleines Licht,  
Als wachte einer dort an dunkler Gruft.

Mir aber war, der bittersüsse Duft  
Umschwebe fortan innen mein Gesicht  
Und blühe noch auf meinem letzten Pfad.

Im Band «Erz und Marmor» erweist sich Huber als ausgezeichnete Kenner und Kunder des griechischen Altertums und seiner Kunstwelt. Auch hier bedient er sich einer freien Sonettenform. Zwei dieser

feingeschliffenen, antiken Skulpturen abgelauschten Gedichte sind der verwundeten Amazone von Polyklet gewidmet (5. vorchristliches Jahrhundert). Das erste lautet:

War das ein Weib, das schwang des Speeres Schaft  
Und grimmig trieb durch seines Feindes Brust,  
Ein Weib, das übertraf an wilder Kraft  
Des Kriegers blut'gen Rausch und Siegerlust?

Sie war kein Weib, doch sterbend wird sie's jetzt,  
Entsühnt die Schuld an des Geschlechts Verrat,  
Und neigt, nicht mehr von Männerzorn verletzt,  
Ihr herrlich Haupt dem Tode, der ihr naht,

Als sänne tief sie Unbekanntem nach,  
Das wie das Licht um ihre Glieder fliesst,  
Und nichts ist mehr von dem, was in ihr war.

Sie hebt die Hand und legt sie auf das Haar,  
Schaut in die Ferne, wartet, schmerzlich wach,  
Auf den, der kommt und ihr die Augen schliesst.

Das Schönste und Wichtigste für die Freunde des Thunersees: Helmut Huber hat fast zwei Dutzend formschöne und gehaltvolle Gedichte über dieses Juwel verfasst; sie sind zu finden in «Küste des Lebens» (Verlag Francke, 1946). – Wie oft ist unser See besungen, wie oft mit Stift, Pinsel oder Kamera im Bild festgehalten worden, – es geschah kaum je eindrucklicher als durch den Mann, der mit dem See jahrzehntelang aufs engste nachbarlich verbunden war: Das Leissiger Pfarrhaus steht ja unmittelbar am Ufer.

Die rund zwanzig Thunersee-Gedichte sind von unterschiedlicher Form und Thematik, gleichen sich aber in Wesentlichem: Alle lassen hinter den vordergründigen Bildern und Erscheinungen etwas Grösseres, Ewiggültiges aufschimmern. Die Natur mit ihren unwandelbaren Gesetzmässigkeiten offenbart sich in ihnen als das Ab- und Sinnbild für das, was wir Berner in scheuer Zurückhaltung etwa mit der Wendung «Es git no Sache änedra» wiedergeben.

Was und wie auswählen? Ich greife auf gut Glück das vierte Stück dieser schönen Gedichtfolge heraus (alle sind ohne Titel).

Gleich einer Schale liegst du, aus Opal,  
Daraus die Sonne trinkt ihr eignes Licht,  
Ein Feuerbogen, der in Flammen bricht,  
Und seine Ränder leuchten blau wie Stahl.

Die nahen Ufer blitzen Strahl um Strahl,  
Die Zauberhand zu goldnem Netz verflicht  
Auf deiner Berge umgestellt Gesicht  
Und wundersam verdoppelt ihre Zahl.

Vielleicht sind wir als Tote so einmal,  
Wenn Gott eingeht in unser Angesicht,  
Und was uns schied von ihm in dunkler Qual,  
Sich wundervoll verwandelt in sein Licht.

Diese Verse, nicht wahr, rühren einen an, es geht von ihnen ein seltsamer Zauber aus. Woran mag dies liegen? Sind's die zum Teil ungewöhnlichen Wörter und Wendungen? Opal: ein in vielen Farben schillernder Edelstein, die «Schale» des Sees – ein guter, schöner, ein einprägsamer Vergleich. Der Dichter erlebt das abendliche Strahlenwunder draussen auf dem See, mit dem er auf du und du steht. Ihm ist, es flögen vom stahlblau geränderten Ufer her tausend und abertausend Sonnenstrahlen, Pfeilen gleich, «die (=welche eine) Zauberhand» zu einem goldenen Netz zusammenflieht. Und Fülle wird zur Überfülle: Im funkelnden Wasser spiegeln sich die umstehenden Berge; sie, die wirklichen, verbinden sich mit den «umgestellten» zu einer herrlich verdoppelten Berglandschaft.

Ein wesentliches «verdichtendes» Kunstelement stellen die vielen einander ergänzenden Reime dar: Opal, Stahl, Strahl, Zahl, einmal, Qual; desgleichen alliterierende weiche Wortfolgen («wundervoll verwandelt»); endlich trägt der regelmässige Fluss der fünffüssigen Jamben das seine bei zu dem Gesamteindruck, den man vielleicht als glanzvolle Harmonie bezeichnen könnte. Wir sind nun jedenfalls –

dritte Strophe – bereit für das krönende Gleichnis: Der Mensch ist eingebettet in das grosse naturgesetzliche Neben- und Miteinander von Leben und Tod. Gott «geht ein in unser Angesicht» ist ja wohl der poetische Ausdruck für eine in der üblichen Sprachpraxis umgekehrte Formulierung: Wir werden eingehen in die Allgüte und Allmacht des Schöpfers.

Ob ich das Wesentliche gesagt habe über das Leben, das Wirken und Wollen meines Nachbarn ennet dem See, der mir so oft und so offen Einblick in seine äussere und innere Welt gewährt hat? Noch wäre das eine oder andere Selbsturteil beizufügen; wo beispielsweise gibt es das noch: «Ich lebe ohne Radio und Fernsehen.» Noch wären einige weitere Publikationen aus seiner Feder nicht nur zu erwähnen, sondern auch zu würdigen: Eine Sammlung origineller Kurzgeschichten und Skizzen, mit eigenen Illustrationen: «Legende des Lebens», und unter dem bezeichnenden Titel «Bi nume Stoub u Äschechleid» Lebenswahrheiten, Sinn- und Haussprüche. Und schliesslich gibt es da noch eine Erzählung mit autobiographischem und ortskundlichem Einschlag: «Stine» (sie wurde zuerst als «Bund»-Feuilleton veröffentlicht). Indes, Vollständigkeit bis zum Letzten kann nicht Ziel und Aufgabe eines Lebensberichts sein. Es mag daher genügen, wenn ich meine Leserinnen und Leser habe überzeugen können: Ja, dieser Mann verdient unsern aufrichtigen Dank und unsere ehrerbietige Wertschätzung. Nur schade, dass . . . In der Tat, unser Dank erreicht ihn nicht mehr. Hugo Helmut Huber starb, recht einsam geworden, am 24. April 1983 eines plötzlichen Todes.

«Alles kehrt zur Erde zurück, was von der Erde ist, und zur Höhe, was aus der Höhe kommt.» Der Spruch steht in einem apokryph biblischen Weisheitsbuch aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert (Jesus Sirach 40, 11). Er könnte ebenso gut aus Hubers geistiger Werkstatt stammen.